

DAS NEBELHORN

HERAUSGEBER

Dr. HERBERT MÜLLER-GUTTENBRUNN

INHALT:

Der Mensch / Glossen / Geist-Ersatz durch Geister

Erscheint am 1. und 15. jedes Monats.

Preis der einzelnen Nummer 60 Groschen.
Im Abonnement 50 Groschen.

VERLAG »DAS NEBELHORN«, GRAZ
VOLKSGARTENSTRASSE 12.

Nachdruck nur mit Quellenangabe „Das Nebelhorn“ gestattet.

DAS NEBELHORN

Nr. 11

1. JUNI 1927

I. JAHR

DER MENSCH

Die beiden Freunde hatten das Abendessen bei einer befreundeten Familie eingenommen und sich später als gewöhnlich verabschiedet. Sie traten auf die dunkle, nur von einigen Laternen erleuchtete Straße und machten sich auf den Heimweg. Der Lärm, der tagsüber die große Stadt durchbraust hatte, war erstorben, nur eine Droschke rumpelte noch über das Pflaster, gezogen von einem hinkenden, abgetriebenen Gaule, besetzt von einer betrunkenen Gesellschaft.

Der eine der beiden Freunde war fröhlich, der andere mißvergnügt.

„Was hast du denn?“ begann nach kurzem Schweigen der Fröhliche. „Mich dünkt, du hast mit Maria gestritten, statt dich mit ihr zu verloben?“

„Ich werde dieses Haus nie wieder betreten!“ brüllte der Mißvergnügte auf, daß die Straße hallte.

„Ja, was ist denn geschehen?“

„Es ist nicht auszudenken! Sie hat mir erzählt, daß sie im letzten Sommer beim Hühnerschlachten mitgeholfen hat!“

„Na und? Du zartbesaitetes Gemüt!“ lachte der Fröhliche. „Was ist denn da weiter dabei? Sie ist eben eine resche Haustochter, das richtige Wiener Bürgermädels, das sich nicht scheut, auch einmal im Häuslichen mitzuhelfen!“

„Was?“ schrie der Mißvergnügte. „Einem kleinen wehrlosen Geschöpfe mit einem Messer langsam den Hals abzusäbeln, das nennst du eine häusliche Tätigkeit? Ein Weib, das einer solchen Bestialität fähig ist — — —“

„Na, na, beruhige dich nur! Das haben schon sehr viele getan und sind dabei doch sehr nette weibliche Geschöpfe geblieben! Und du hast gewiß auch noch niemals einen Hühnerbraten verschmäht. Der Mensch ist nun eben einmal eine Bestie!“

Ueber diese Worte geriet der Mißvergnügte völlig aus dem Häuschen. „Der Mensch ist eben einmal eine Bestie!“ äffte er dem Freunde nach. „Welch ein widerlicher Gemeinplatz! Himmelherrgott, was denkst du dir denn eigentlich, wenn du so daherredest?“

„Ich denke mir, daß ich aufrichtig bin!“ lachte der andere.

„Nichts, nichts denkst du dir dabei!“ schrie der Mißvergnügte, sonst könntest du es nicht heiter finden, eine Bestie zu sein! Und übrigens ists gar nicht wahr. Der Mensch ist gar keine einfache Bestie, sondern eine Oberbestie von solch grotesker Bestialität, daß sie zum reinen Himmel stinkt. Was ist ein Tiger gegen einen Europäer oder Amerikaner, der es jederzeit schwarz auf weiß lesen kann, daß er ein Ebenbild Gottes mit Seele ist!

„Ich bitte dich, rege dich nicht so auf, sonst trifft dich noch der Schlag!“ sprach der Fröhliche, ernstlich etwas besorgt. „Was Seele, was Ebenbild! Durch den Verstand unterscheidet sich der Mensch wohl nicht vom Tier, he?“

„Nein mein Lieber,“ lachte der Mißvergnügte höhnisch auf, „dazu ist der Verstand wirklich zu wenig verbreitet!“

„Na, durch was denn, deiner Meinung nach?“

„Durch nichts als durch seine Waden und seine Verlogenheit!“

„Du bist ein Original!“

„Nein, ich bin kein Original, sondern zitiere bloß Nestroy. Aber heute ist einer schnell ein Original. Da die Zeit total verlogen ist, braucht einer nur die Wahrheit zu sagen und schon, — hast es nicht g'sehn, — ist er ein großmächtiges Original! Aber du mit deiner Leidenschaft für die Jagd kannst ja gar nicht zugeben, daß ich recht habe!“

„Bitte fange nicht auch noch damit an! Davon verstehst du wirklich als Nichtjäger nichts!“

„Davon verstehe ich schon etwas, mein Guter! Ach dieses frische fröhliche Waidwerk, Halli und Hallo! Dieser Mord als Zeitvertreib und diese Hinterlist als Erholung! Ja, die alten Germanen, die mit Speißen auf Auerochsen losgingen, weil sie inmitten ihrer Urwälder auf Fleischgenuß angewiesen waren, die lasse ich mir noch gefallen. Aber heute, wo man gerade noch den Mut aufbringt, mit einem Repetiergewehr gegen einen Hasen die Offensive zu ergreifen, bei einer Wildsau aber schon defensiv auf Bäume und Hochstände klettert, in dieser Zeit, wo die Möpfe Beißkörbe tragen müssen, während die Ahnen die Löwen für gelbe Hunde ansahen und mit Prügeln erschlugen, in einer solchen Zeit gehört wahrlich eine rührende Naivität dazu, sich auf die Jägerei noch etwas einzubilden! Ich will aber nicht von dir reden, denn du bist ja doch ein besserer Mensch —“

„Danke vielmals!“

„Bitte laß mich ausreden — — — aber du denkst zu wenig! Du siehst, dein Dank war voreilig. Betrachte nur einmal so einen Durchschnittsjäger! Da zieht er gut gefettete Jagdstiefel an seine durch die eigene Dummheit verkrüppelten und mit Hühneraugen bedeckten Füße, hüllt seinen von Völlerei aufgequollenen Körper, seine von Krankheiten zersessenen Geschlechtsorgane, sein Bierherz und seine verkalkten Arterien in ein wasserdichtes Lo-

dengewand, damit nur ja nichts vom Ebenbilde Gottes naß wird und begibt sich ins Revier. Im nach Zahnfäule duftenden Mund, dem die Rülpsen halbverdauter Tierleichen entsteigen, eine duftende Zigarre, ein Hütchen mit Haaren und Federn, die er ermordeten Tieren ausgerissen hat, auf seine traurige Glatze gestülpt, eine Nadel mit dem Zahn eines Hirsches im Schlips, begibt er sich in den Hinterhalt. Während er lauert, stellt er rührende Betrachtungen darüber an, wie veredelnd doch die Jagd sei, bei der man inmitten des Waldes stillsitzen müsse und so Muße habe, die Natur zu belauschen und zu bewundern. Wozu man ohne Jagd doch gewiß nicht käme, da man ohne die Anregung, die es gewährt, Kugeln in lebendes Fleisch zu klatschen, viel bequemer im Café sitzen und Kartenspielen könne.

Dann beginnt er zu schießen. Freie, selige Tiere mit leuchtenden Augen, unendlich feinen Sinnen, starken Muskeln und zarten Gliedern, die aus dem Walde auf die abendlichte Wiese treten, um den unbewußten Gesetzen der Natur gehorchend, zu essen, zu trinken und sich zu paaren. Er, eine geistige und körperliche Karrikatur, erfrecht sich, unsäglich vollkommene und schöne, von den süßesten Schauern beschwerdeloser Gesundheit durchströmte Wesen zu seiner Belustigung zu ermorden!“

„Predige nicht!“ unterbrach ihn der Freund. „Und wer hält die Schonzeiten, wer hegt das Wild, wer beschützt es vor Bauern und Wilderern?“

„Der Jäger! Natürlich! Damit ihm das Mordmaterial nicht ausgehe, aber aus gar keinem anderen Grunde! Diese sogenannte Waidgerechtigkeit ist ja das Bestialischste, denn sie bringt noch Methode in die ganze Schweinerei und verleiht ihr in den Augen der kritiklosen Masse noch einen Nimbus von Edelmut. Sie setzt fest, wann die Mutter den Kindern und wann die Kinder der Mutter weg-

geschossen werden dürfen, ohne daß eine Schmälerung der Waidmanslust für die Zukunft zu befürchten sei, sie — “

„So, und wer gibt dem Wilde einen angenehmeren Tod? Der waidgerechte Jäger oder der Schinder, der es mit der Schlinge fängt?“

„Wie das klingt: „Angenehmerer Tod!“ Warum muß denn überhaupt getötet werden? Das ist ja richtig: die Qual der erschossenen Kreatur ist noch nicht die ärgste, wenn der Schütze gut ist und es nicht zum Genickfang und ähnlichen Scheußlichkeiten kommt, deretwegen ich dem Staate, der doch sonst nicht um Einnahmen verlegen ist, empfehlen würde, sämtliche Jäger zuerst einmal wegen unbefugter Ausübung des Gewerbes der Fleischhauerei zu bestrafen und in Zukunft als feuergewehrbewaffnete Fleischhauer mit einem Gewerbeschein auszustatten und zu besteuern, damit sie etwas von ihrem Nimbus verlieren. Ebenso die Fischer, die so ruhevoll nach ihrer Angel sehen, als ob sie nicht bis fünf zählen könnten. Aber was soll mit denen geschehen, die den Fröschen die Hinterbeine ausreißen und den noch lebenden Rest wieder ins Wasser werfen? Was mit denen, die Fledermäuse lebendig an die Scheunentore nageln, damit die Ernte gut werde und Kröten mit der Mistgabel aufspießen und über das Dach werfen, damit das Glück im Hause seinen Einzug halte? Was mit denen, die die Pelztiere ausrotten, lebende Vögel rupfen, Singvögel blenden, damit sie das ganze Jahr, ach, so süß und poetisch singen? Was mit denen, die den lebenden Krebsen den Darm herausreißen und die Austern lebendig fressen? Nimmt Gott noch immer keine andere Gestalt an, weil es ihm vor diesen Ebenbildern graust, erwägt er nicht, ihnen statt der unsterblichen Seele etwas Mitleid mit dem Sterblichen einzuhauchen?

Und nun gar die armen Geschöpfe, die das Unglück gehabt haben, vom Menschen zu Haustieren

erkoren zu werden! O, der Genuß, ein Hausgenosse des fröhlichen Landmannes zu sein! Ei, wie werden da in munterer Abwechslung die Ohren zur Markierung eingeschnitten und mit Marken durchbohrt, Nasenringe eingezogen, glühende Stempel ins Fleisch gebrannt und schillernde Federnhalse abgesäbelt! Wie interessant ist das Kapaunisieren, wie geschickt ist der Viehkastrierer (ein nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft) und wie gut schmecken frische Stier- und Pferdehoden! Wie komisch quieken die zur Mast bestimmten weiblichen Schweine, wenn ihnen die Eierstöcke herausgeschnitten werden. Wie munter hopsen die Lämmer und Kälber auf den Wiesen und wie klangvoll ist das Blöcken und Muhen ihrer Mütter, wenn die Kinder der Fleischhauer holt und sie sein übermütiger Hund in die Hinterbeine beißt! Und nun gar der Höhepunkt des bäuerlichen Jahres: Das Schlachtfest! Wenn die ganze Verwandtschaft und Freundschaft zusammenkommt zur Feier der Halsabschneidung eines Schweines! Denn das ist nicht am Ende ein Brauch der Niam-Niam, sondern eine sinnige Sitte nordisch-arischer Edelrassigkeit. Wie lustig das Blut stoßweise mit den immer schwächer werdenden Herzs schlägen aus der tiefen Wunde durch die Luft springt und wie ungeschickt oft die Kinder sind, die dieses Blut mit Töpfen auffangen sollen und dabei ihre sündteuren Kleider beklecksen und ruinieren! Und sind dann die Gedärme von den Exkrementen gereinigt und mit kleingehackten Leichenteilen gestopft, wie kräftig und bekömmlich munden schon zwei Stunden nach der Schlachtung diese Würste und wie unberechtigt erscheint das Vorurteil der Papuas, die so etwas nicht fressen wollen, weil ihnen davor graust!

„Aber du darfst,“ fiel ihm der Freund in die Rede, „doch nicht die ungebildeten Bauern — — —“

„Glaubst du, die Gebildeten sind um ein Haar besser? Vielleicht diese Gelehrten, die Hunde und Katzen, Meerschweinchen und Kaninchen bei lebendigem Leibe und vollem Bewußtsein zerschneiden und dabei den Kindern gleichen, die eine Uhr mit einer Hacke auseinanderschlagen, um zu sehen, warum sie so genau geht. Weil die Leute zu borniert sind, den Gesetzen der Natur zu gehorchen und so immer gesund zu bleiben, werden sie zuerst aus Idiotismus krank und suchen dann im Bauche der gescheiterten Tiere mit bebrillten Augen nach der verlorenen Gesundheit. Glaubst du wirklich, auch wenn es keinen Haarmann und Denke gegeben hätte, daß wir schon den Kannibalismus überwunden haben, daß das Fressen von Tieren im Grunde etwas anderes ist als das Fressen von Menschen, wenn auch unsere famose Religion Ja und Amen dazu sagt, und daß es nicht heute eine Menge Leute gäbe, die ihre Großmutter wie ein Schwein schlachten und verschlingen würden, wenn sie dafür nicht mehr eingesperrt würden? Pfui Teufel!“

Er schwieg. Und da auch der Freund nichts sprach, gingen sie eine Weile schweigend nebeneinander her. Dann begann der nun nicht mehr Fröhliche:

„Und was willst du dagegen tun?“

„Von morgen ab bin ich Vegetarier und übermorgen wahrscheinlich Buddhist. Meine Hände wenigstens sollen von diesem Blute rein bleiben. Doch da bin ich daheim. Na, gute Nacht!“

Das Haustor fiel hinter ihm zu.

Nachdenklich schritt der andere weiter. Aus einem Nachtlokale strömten Seelenbesitzer auf die nächtliche Straße und gröhlten das Lied: „Gehn ma Freunderl auf a Weinderl vor die Stadt hinaus“, welches geschrieben hat der heilige Evangelist Eysler vom ersten bis zum letzten Vers. Eine

Schöne spie. sich an einer Laterne festhaltend, auf das Pflaster.

Vor dem Nachtlokale stand ein lange Reihe Mietfuhrwerke. Bei dem ersten Pferde blieb der Freund stehen. Langsam, als befürchte er den Kutscher, der quer im Wagen liegend schnarchte, zu wecken, zog er die Hand aus der Manteltasche und berührte den Hals des Tieres. Das Pferd hob den vor Müdigkeit und Schlaf hinabgesunkenen Kopf, legte die Ohren feindselig zurück und wollte nach ihm beißen. Als es aber keinen Schmerz, sondern nur die leise und zaghafte streichelnde Hand fühlte, da spitzte es die Ohren, wandte ihm den großen Kopf mit den guten schwarzen Augen zu, in denen sich die Bogenlampe über dem Eingang des Lokales spiegelte, näherte die Nüstern seinem vorne offenstehenden Mantel und schnaubte leise.



GLOSSEN

Dienstbotenwechsel

Der Sport ist als neuer Irrenhausgehilfe aufgetaucht und in den Dienst des Kaufmanns getreten:

Nach Meldungen aus Johannesburg hatten sich gestern vor den neuen Diamantefeldern über 100.000 Menschen eingefunden, um dem letzten großen Rennen der Diamantengräber nach den neuen Diamantfeldern beizuwohnen. Das Wettrennen der Diamantengräber, eine für europäische Begriffe seltsame Form der Bewerbe um das Recht nach Diamanten graben zu dürfen, wurde festgesetzt, um die vorhandenen Plätze unter der übergroßen Zahl von Diamantengräbern aufzuteilen. Die Plätze waren als Laufziel gedacht und wer den Platz zuerst erreichte, dem sollte er als Eigentümer oder Pächter zugesprochen werden. Um 12 Uhr sollte das Rennen beginnen. Etwa 17.000 Diamantengräber und Vertreter von Unternehmungen waren zum Start bereit, als 20 Minuten vor der festgesetzten Zeit plötzlich 12.000 Menschen mit fürchterlichem Geschrei loszulaufen begann, während die übrigen 5000 einschließlich der besten Läufer zurückgelassen wurden. Berittene Polizei versuchte vergeblich, die bereits losgestürmte Menge zurückzuhalten. Die Bergwerkskommission hat die Regierung gebeten, dieses Rennen und die darnach abgesteckten Diamantgräberplätze als ungültig erklären zu lassen. Das Losstürmen sollte ein Protest der Diamantgräber gegen die reichen Syndikate sein, die sich für dieses Rennen berufsmäßige Sportleute angeworben hatten, um sich die besten Plätze zu sichern.

Dagegen ist die sogenannte Kunst, die bisher im Dienste des Kaufmannes stand, gekündigt worden und als Animiermädchen in den Dienst der Religion getreten:

Wie die „Tägliche Rundschau“ aus London meldet, ist in Wolverhampton (Grafschaft Stafford) unter der Leitung

des Vorstandes der presbyterianischen Kirche in einer Kapelle ein Kabarett eröffnet worden. Am Sonntag sollen junge Leute zum Besuch des Kabarett's aufgefordert werden, um sie von zweideutigen Vergnügungen abzuhalten. Jeden Abend wird ein Programm ausgegeben, wonach Tänze vorgeführt werden. Auch wird Kaffee und Bier herungereicht.

Stürmische Gefühle der Ehrfurcht

... Dann wurde der Deckel an seinen Goldgriffen gehoben und die Mumie des Königs aufgedeckt.

In solchen Augenblicken versagt die Sprache, tausend Gefühle bestürmen den ehrfürchtigen Forscher und Menschen. Der Archäolog aber hat sein Gefühl zu unterdrücken und nur zu forschen. Was vor uns lag, waren die irdischen Reste eines jugendlichen Phrao, der bisher nicht mehr als ein schattenhafter Name gewesen war. Die sauber und sorgfältig gearbeitete Mumie füllte das ganze Innere des Goldsarges aus

— — — — — die strahlende, fast pomphafte Goldmaske — —

biegsam, mit Golddurchzogenen Bändern — —
in massivem Gold — — — — —

— — — — — von gelbem und rotem Gold — — — — —

Osirisbart aus Gold — — — — —

die aus schmalen, mit Einlagen geschmückten Goldblättchen — — — — —

Die Hände sind aus poliertem Gold — — — — —

So viel konnten wir immerhin sehen, daß die Bänder aus schwerem Golde bestanden. — — — — —

— — — — — Die Kostbarkeiten der Vor-, Seiten- und Grabkammer sind geradezu unschätzbar. Abgesehen von ihrem mit Geld nicht zu bezahlenden Kunstwert stellt allein schon ihr Metallwert ein riesiges Vermögen dar.

Ich träumte, nachdem ich dies gelesen hatte und dabei eingeschlafen war, von einem Archäologen, der war Hilfsarbeiter und hieß Hinterberger. Er begab sich eines Nachts auf den Matzleinsdorfer Friedhof in Wien, öffnete ein Grab und begann fieberhaft zu forschen. Er wurde dabei von Leuten, die keine Ahnung von den Methoden der Wissenschaft haben, ertappt und der Polizei überstellt. Wegen Leichenschändung zur Verantwortung gezogen, gab er an, es hätten ihn wohl tausend Gefühle der Ehrfurcht bestürmt, aber er habe einmal in der

Zeitung gelesen, daß man solche Gefühle zu unterdrücken und nur zu forschen habe. Auch sei die Leiche gar nicht sauber gearbeitet gewesen und die Ausbeute an Gold sei mit der beim Grabe Tut-ench-Amuns gemachten nicht zu vergleichen gewesen. An Inschriften habe er im Grabe außer einer unbezahlten Rechnung nichts gefunden. Im übrigen sei er bereit, die gefundenen Schmuckstücke dem Polizeimuseum zu widmen. Der Mann wurde verurteilt. In seiner Berufungsschrift gegen dieses Urteil stellte er die juristisch interessante Frage, bei welcher Metallwertgrenze eine Grabschändung aufhöre eine wissenschaftliche Tat zu sein und ein Verbrechen zu werden beginne und wieviele Jahre nach dem Tode das Recht der Toten auf Grabesruhe gesetzlich verjähre. Die Berufungsinstanz wies diese Fragen als nicht zur Sache gehörig zurück und bestätigte das erstrichterliche Urteil. Das Bild Hinterbergers kam ins Verbrecheralbum, das Bild Howard Carters in die illustrierten Blätter, die sich dadurch neuerlich als das Album der noch auf freiem Fuße befindlichen Verbrecher erwiesen. — Da erwachte ich. Es war schon später. Vormittag und ich fühlte mich irrsinnig. Ich beschloß, die vor kurzem verschiedene Morgenstunde zu exhumieren und in ihrem Munde nach Gold zu suchen. Ich zertrümmerte zu diesem Zwecke meine Uhr. Ein Osirisbart aus Gold begann mir zu wachsen. Mein Zahnarzt kam und krönte mich mit einer vom Zahn der Zeit abgefallenen, alten Goldkrone zum König von Aegypten. Ich photographierte mein Spiegelbild und sandte es an die Redaktion der „Wiener Bilder“. Hierauf erschob ich mich.

Ergraute kleine Kinder

Die Wiener Börse hatte gestern ihren großen Festtag. Wie kleine Kinder drängten sich ergraute Börsianer, um ein Wort oder einen Blick des Staatsoberhauptes zu erhaschen.

Einfach süß! Sich vorzustellen: wie sie um Worte und Blicke Haschen spielen, diese Kinderln, die sonst nur immer schreien und sich unanständig benehmen; wie aus Haussierern und Baisstien Hascher werden, die nicht bis 5 Prozent zählen können — graue Haare könnte man dabei bekommen!

Im Cäsarenkopf

Seipels gehts drunter und drüber, aber immer hoch her und man weiß nie, ob die in ihm entstehenden Gedanken eine Folge der Gehirnwindungen sind oder ob diese Windungen lediglich eine Reaktion der Gehirnmasse auf die Gedanken darstellen.

Bundeskanzler Dr. Seipel empfing im Präsidialsalon des Parlamentes die Exekutive der internationalen Journalistenorganisation. Der Präsident Mr. Bourdon hielt eine Begrüßungsansprache, worauf Bundeskanzler Dr. Seipel erwiderte, er wünsche der Tagung einen vollen Erfolg, einen ebenso guten Erfolg, wie er ihn seiner Regierungsbildung wünsche. Er habe jetzt eine schwere Arbeit vor sich, die Regierungs- und Mehrheitsbildung durchzuführen, nichts hätte ihn in dieser Arbeit unterbrechen können, als eben nur der Empfang der Journalisten. Er richtete an sie den Appell, weiter für die Völkerversöhnung zu wirken. Der Kanzler betonte ferner die Bedeutung und hehre Aufgabe der Presse und meinte, daß sie zwar Kriege hervorrufen, aber auch Frieden stiften könne; er hoffe, daß es der Presse gelingen werde, den wirklichen Frieden zu schaffen, auf den die Völker noch immer warten. Schließlich bat er die Vertreter der ausländischen Presse für Oesterreich freundliche Worte zu finden.

Heute vormittag empfing Bundeskanzler Dr. Seipel eine Abordnung norwegischer Publizisten, die unter Führung des Pressechefs des norwegischen Außenamtes Legationsrates Vidnes zu kurzem Aufenthalte hier eingetroffen sind. Der Bundeskanzler versicherte den Herren, daß man hierzulande die Entwicklung Norwegens mit freundschaftlichem Interesse verfolge und bat die Herren, ihren norwegischen Lesern überall das, was sie hier zu sehen bekommen hätten, in wohlwollender Weise zu berichten.

Die Behauptung, die Journalisten hätten keine Verdienste, scheint wirklich eine bössartige Lüge zu sein, wenn man so liest, daß sie allein imstande sind, den Bundeskanzler von seiner schweren Arbeit durch Empfänge abzuhalten. Die Größe dieses Verdienstes wird aber wesentlich durch den Umstand geschmälert, daß hiebei Reden gehalten werden, durch die es klar wird, daß die Presse, deren hehre Aufgabe es unter anderem ist, Kriege hervorrufen zu können, schon lange für die

Völkerversöhnung wirkt. Als ich neulich in Wien war, freute ich mich schon, überall in den Gassen suchende Journalisten sehen zu können, die sich bemühen, freundliche Worte für Oesterreich zu finden. Aber ich wurde enttäuscht. Ich sah nur Oesterreicher, die vormittags die Entwicklung Norwegens mit freundschaftlichem Interesse fieberhaft verfolgten, nachmittags aber noch immer auf den wirklichen Frieden warten.

Feuer

Die tschechoslovakischen Bischöfe haben an sämtlichen Kirchen eine Verordnung anschlagen lassen, worin den Katholiken die Leichenverbrennung untersagt wird, da es eine heidnische Unsitte sei, den Glauben an die Unsterblichkeit der Seele untergrabe und geeignet sei, den Unglauben zu verbreiten“.

Die aus der Inquisitionszeit stammende christliche Sitte, Lebendige zu verbrennen, kann heute leider nicht mehr geübt werden, weil die Leute bekanntlich keinen Glauben mehr haben und sich schon auf den Wirbel beim jüngsten Gericht freuen, wenn die Auferstehung des Fleisches mangels eines solchen nicht stattfinden können und Gott lauter Kontumazurteile fällen müssen wird.

Eis

Beisetzung einer Heldenleiche. Die Leiche des stud. jur. Herrn E. H., Fähnrichs im Landeschützenregiment Nr. 1, Mitglied des Akad. Turnvereines, gefallen im 21. Lebensjahre am 2. Mai 1916 auf dem Passo Paradiso in Südtirol, Bezirk Cles, konnte erst im Oktober 1921, infolge der Lage im Gletschereis verhältnismäßig gut erhalten, geborgen werden. Sie wurde vom italienischen Oberleutnant Kaplan Agnale Ant zu Tal gebracht und im Heldenfriedhof von Cusiano beerdigt. Dieser Feldkaplan hatte es sich zur Aufgabe gemacht, die Kriegerleichen, die im heißen Sommer in den Gletschern zum Vorschein kamen, mit großer Sorgfalt herabzubringen und zu beerdigen. Zu diesem Zwecke wurden ihm von seiner Regierung Soldaten und Ausrüstung beigestellt.

In der Blüte der Jahre, im Wonnemonat, am Passo Para-

diso in eine Heldenleiche verwandelt; in Eis konserviert, verhältnismäßig gut erhalten, mit Sorgfalt zu Tal gebracht, in dem der Irrsinn weitertobt, als wäre nichts geschehen — wann wird das Weltraumschiff erfunden werden, mit dem man auf einen anderen Planeten übersiedeln kann?

Es kann der Beste

nicht in Frieden leben:

Wegen des außergewöhnlich großen Erfolges bis inkl. Donnerstag prolongiert! Erstaufführung! Das gewaltigste Kapitel der Weltgeschichte verfilmt! Die Heldenfahrten der Emden. (Der fliegende Holländer des Indischen Ozeans.) Der Siegeszug des tollkühnen Kreuzers, der 90 Tage den Erdball in Atem hielt, 6 Monumentalakte. Unter persönlicher Mitwirkung des Kapitänleutnants von Mücke und der heldenhaften Mannschaft. Für die Jugend zugänglich. — — —

wenn es dem bösen Nachbarn nicht gefällt:

Bei der Aufführung von „Mare Nostrum“ in einem Pariser Vorortkino protestierte das Publikum heftig; zahlreiche Zuschauer riefen: „Nieder mit dem Krieg!“ Sogar Stinkbomben wurden geworfen, so daß der Theaterbesitzer um polizeiliche Hilfe nachsuchen mußte.

Die Engländer

stehen im Rufe, gute Geschäftsleute zu sein. Mich dünkt mit Unrecht. Denn:

Die Regierung aus Südafrika weist amtlich aus, daß die staatlichen Ausgaben beim Besuch des Prinzen von Wales 25.000 Pfund betragen; der Staatsschatz hat aber 41.000 Pfund durch die Amnestie aus Anlaß des Besuches erspart.

Wäre es nicht billiger gewesen, die Amnestie deshalb zu erlassen, weil zum Beispiel der 13. auf einen Freitag gefallen ist? Das passiert alle Jahre einmal, kostet nichts und erspart hätte damit ebenso viel werden können. Zum Reisenden in Amnestien ist der Prinz von Wales scheinbar nicht recht veranlagt. Dafür stellt er aber in der Herrenkleidebranche seinen Mann:

Nach Rückkehr des Prinzen von Wales von seiner Reise nach Südafrika und Südamerika machte ein Abgeordneter im Unterhaus die Bemerkung, der Prinz sei der leistungsfähigste Handelsreisende Englands. Der Prinz hat sich als solcher auch jetzt in Spanien wieder bewährt. Sein kurzer Aufenthalt in Gesellschaft seines Bruders in Madrid, Sevilla und Granada bei verschiedenen sportlichen Anlässen hat genügt, daß die Aufträge aus Spanien an englische Herrenkleiderfirmen bedeutend zugenommen haben.

Das wird wieder einmal ein König werden, der auf der Menschheit Höhen steht! Und da im Reiche dieses leistungsfähigsten Handlungsreisenden einmal die Sonne nicht untergehen wird, so bleibt nur eines zu hoffen: nämlich, daß wenigstens das Reich untergehe. Wann wird der Wind Hosen anziehen und den Handel mit Hosen auf den Meeren vernichten?

Der Segen des Fortschritts

An der Universität in Stambul fand ein überaus zahlreich besuchter Vortrag über die in der Türkei ausgebrochene Selbstmordepidemie statt. Die Polizeiberichte von Konstantinopel weisen aus, daß die Zahl der Selbstmorde im Jahre 1926 das sechsfache jener des Jahres 1916 betrug und — was eine Besonderheit der Türkei ist — daß die Zahl der lebensüberdrüssigen Frauen größer ist, als jene der Männer.

Auf die Behauptung, daß der Segen des Fortschritts hauptsächlich darin bestehe, daß die Leute unglücklicher werden, bekommt man immer zur Antwort, das schein nur so, weil es heute mehr Menschen als früher gäbe. Darauf läßt sich schwer etwas sagen, obwohl es natürlich offenbar ist, daß auch die größere Menschenzahl ein Segen des Fortschritts ist. In der Türkei aber ist die Bevölkerungszahl wohl so ziemlich die gleiche geblieben seit sie nach abendländischem Muster umgekrempelt wurde. Und trotzdem! Die Männer können heute Hüte tragen und begehen doch Selbstmord und die Weiber sind vom Harem befreit und bringen sich dennoch um! Sie können ins „Erwerbsleben“ eintreten und haben dadurch die Möglichkeit zur sogenannten finanziellen Unabhängigkeit, die dem Fortschritt der Himmel auf Erden dünkt. Aber verstehe einer die Weiber! Sie pfeifen auf die finanzielle Unabhängigkeit und ha-

ben nur nach der sexuellen Abhängigkeit Verlangen. Aber mit der sieht es traurig aus, da die Männer vom Fortschritt bekanntlich immer impotenter werden. Schließlich wirds in der Türkei nur mehr Fortschrittseunuchen, das Standbild Kemal Paschas, das Parlamentsgebäude in Angora und teils tote, teils lebendige weibliche Leichen geben. Ich prophezeie es.

Satiriker, Huhn und Stachelschwein

Eine Geschichte von dem bekannten Satiriker Anton Kuh wird im neuesten „Stachelschwein“ erzählt. Er sitzt mit ein paar Freunden in der Meierei in der Krieau und hält, wie so häufig, eine lange Rede. Ein Huhn, das einsam herumspaziert, nähert sich ihm und pickt ihn ins Bein. Verächtlich sagt er: „Geh weg!“ und setzt eifrig seine Rede fort. Da kommt das Huhn wieder. Kuh unterbricht seinen Redefall und schreit zornig: „Geh weg, sag ich dir!“ Aber das Federvieh läßt sich nicht abweisen: jetzt ist es wieder da, und er stößt mit dem Fuß nach ihm: „Geh weg — zum Teufel!“ Weiter redet er und weiter. Da — auf einmal ist das Huhn wieder da, und nun reißt ihm die Geduld. Drohend stellt er sich vor das erschreckte Tier und trompetet mit erhobenem Finger: „Geh weg, du Vieh, oder ich bestell dich!“

Jetzt endlich weiß man, wie sich die Leute, die Zeitungen schreiben, einen Satiriker vorstellen: er heißt Kuh, ist ein Ochs, schreibt im „Stachelschwein“, redet ununterbrochen, teilt Fußtritte aus und trompetet mit erhobenem Finger. Hoffentlich kommt bald ein Menschenfresser und bestellt sich sein Rindfleisch. Unverständlich an dem Ganzen ist mir nur die Geschmacksfrage des Huhnes. Aber vielleicht war es blind und suchte nach Hühneraugen, nicht wissend, daß ein Satiriker solcher Klasse die Schwielen im Kopf und nicht an den Füßen hat.

Wunder

In Neapel vollzog sich in der Basilika „Santa Chiara“ das erste der beiden alljährlichen Januarius-Wunder. Es trat um 20.40 Uhr ein, nachdem die Gebete eine Stunde und 35 Minuten gewährt hatten. Die Gläubigen klatschten begeistert Beifall und einige Musikkapellen spielten den Königsmarsch.

Der Himmel hat es mit seinen Wundern heute nicht mehr leicht. Man ist ja gerne bereit, begeistert Beifall zu klatschen und nicht mehr bloß das Maul aufzureißen wie in vergangenen Zeiten, aber man hat keineswegs Zeit und Lust, sein ganzes Leben lang zu warten bis einmal ein Wunder geschieht. Ohne Organisation und Pünktlichkeit wäre ja der moderne Existenzkampf, der uns alle so beglückt, überhaupt nicht möglich. Da gibts keine Würstel. Auch für den Himmel nicht. Wenn er sich diesen Geboten des Fortschritts nicht fügt, gerät er rettungslos unter die Räder seines Mistwagens und kann sehen, wo er opferbereite Gläubige hernimmt. Denn wenn der Himmel die Sonne alle Tage pünktlich aufgehen lassen kann, so wäre es doch gelacht, wenn er bei seinen Wundern keine Pünktlichkeit zu Wege brächte. Und wie man sieht geht es auch.

„Wohin gehst Du heute abends, Benito?“ fragt eine Neapolitanerin ihren Mann. — „Ich hab wollen ursprünglich in den „Orlow“ gehen, aber was tut Gott, das Theater ist ausverkauft. Kleinigkeit, was er für Geschäfte macht, der neue Direktor! So geh ich jetzt halt zum Januarius-Wunder.“ — „Zu welchem? Zum ersten oder zweiten?“ — „Zum ersten.“ — „Du, da mußt Du Dich aber beeilen. Es ist schon 20 Uhr!“ — „Zeit genug! Um 19 Uhr 5 Minuten fangen sie zu beten an, ist in der Zeitung gestanden. Aber beim Beten muß ich ja nicht dabei sein. Ich geh erst zum Wunder.“ — „Wielange haben sie voriges Jahr gebetet?“ — „Moment. Mir scheint zwei Stunden.“ — „Da wirds heuer nicht solange dauern, denn der Fortschritt muß sich doch bemerkbar machen.“ — „Ich schätz eindreiviertel Stunden. Aber du kannst ja telephonisch in Rom beim Vatikan anfragen. Aber beeil dich. Ich muß, bevor ich in die Basilika geh noch bei Fischl in Sorrent Matratzenradl bestellen. Er ist ausgegangen im Geschäft.“ — „Und was ist nachher?“ — „Nachher gehn wir in die Bar. Die Kapelle, die beim Wunder spielt, kommt auch hin.“

Die Frau kommt nach einer Weile vom Telephon zurück. „Niemand ist zuhaus beim Vatikan. Sie sind alle am Bahnhof.“ — „Am Bahnhof?“ — „Hast du nicht gelesen das Abendblatt? Da schau her; da stehts. Sie erwarten die Schriftstücke.“

Die im kanonischen Verfahren zur Seligsprechung des Papstes Pius X. in Treviso verfaßten Schriftstücke werden in einem von der Regierung beigestellten Eisenbahnwagen erster Klasse mit Ehrengelichte nach Rom gebracht.

„Der Schlag soll treffen die Seligsprecherei! Die Wunder sollten doch wichtiger sein, sollte man meinen! Eine Schlampererei! Wenn der Petrus das wüßt! Die Himmelsschlüssel werfet er ihnen auf die Wasserköpfe!“ — „Aber, Benito, du lästerst!“ — „Was heißt lästern? Der Petrus ist so einer. Erwinnere dich nur wie er dem Malchus hat abgehauen ein Ohr. Das ist ein andrer Kerl wie seine Nachfolger! Der ist sicher mit der Stoppuhr danebengestanden beim Wunder zu Kanaa und hat gestoppt wie lang's dauert, bis aus dem Wasser Wein wird!“ — „Aber damals hats ja noch gar keine Stoppuhren gegeben!“ — „Malheur! So wars halt a Sanduhr. Aber es ist Zeit. Ruf mir den Fischl auf. Bevor ich nicht weiß, ob ich den Matratzengradl krieg, geh ich nicht in die Basilika.“ — „Vielleicht is er billiger worn, weil die Lira steigt.“ — „Das wär a Wunder, das mir lieber wär, als der ganze Januarius!“ — „Hallo, Fräulein, bitt sie, geben sie mir den Fischl in Sorrent — —“
Amen.



GEIST-ERSATZ DURCH GEISTER

Immer wieder liest man in den Zeitungen Notizen von okkultistischen Geistersehern, die sich zu beweisen bemühen, daß sich der Okkultismus trotz den zahlreichen Medienentlarvungen der letzten Jahre in keiner Krise befinde, sondern pumperlgsund sei und den Verkehr mit dem Jenseits nach wie vor fahrplanmäßig aufrecht halte. Zwischen den Blättern aber, die solche Berichte zieren, sprießen fast täglich wie Blüten die neuesten Nachrichten über Rassenforschung und die neuesten Beweise für die absolute Ueberlegenheit des nordisch-arischen Edelmenschen über alle anderen Rassen, die noch nicht wie Jener das Handeln als absoluten Lebenszweck begriffen haben, sondern in ihrer Naivität mehr fürs Wandeln durchs Leben sind.

Es liegt für den Einsichtigen ein tiefer Sinn und Zusammenhang darin, daß von allen Problemen, die die Menschen heutzutage beschäftigen, gerade diese beiden immer wieder erörtert werden und die größte Popularität erlangt haben. Denn Okkultismus und Rassenschützlerei sind — so wenig Gemeinsames ihre Anhänger auch zu haben scheinen — unverkennbar die Kinder der einen materialistischen Mutter, deren Muttertag wir alle Tage feiern. Ist die Rassenschützlerei die Hygiene, so ist der Okkultismus die Religion des Materialismus. Sucht jene die Vervollkommnung der Menschheit, die nur durch die Vervollkommnung des einzelnen Individuums durch immaterielle Kräfte, Willensschulung und Religion

herbeigeführt werden kann, auf rein mechanische Weise durch Zuchtwahl zu verwirklichen, so bemüht sich dieser, das auch von allem Fortschritt nicht zum Schweigen zu bringende religiöse Bedürfnis der Menschen durch das Umherfliegenlassen von Gegenständen des täglichen Bedarfes in verdunkelten Zimmern zu befriedigen. Das Tintenfaß, das durch die Luft spaziert, die Materie in scheinbar eigener Bewegung, die teleplastische Materie, die aus dem Munde des Mediums tritt: die ist das Wunderbare, die soll zum Gotte des Materialismus gemacht werden. Und die Glaubenskämpfe um diesen Gott werden nicht wie die Glaubenskämpfe früherer Jahrhunderte auf dem Schlachtfelde mit Blut ausgefochten, sondern auf dem Papier mit Tinte. Denn so wie die Ziffern die wahren Hieroglyphen dieser Zeit sind und nur das für die Gegenwart gilt, was durch Ziffern ausgedrückt werden kann: Profit, Quantität, Rentabilität und Fortschritt, so gilt auch religiös nur das für sie, was photographiert und mit Händen gegriffen werden kann. Die Menschen aber, überdrüssig des materialistischen Evangeliums, wie es Büchner, Haeckel und andere gepredigt haben, zogen die erstbeste Torheit jener entsetzlichen Weisheit vor, die mit Berufung auf den Urschleim alles geklärt zu haben glaubt, was die Menschheit seit Jahrtausenden geheimnisvoll erschauern läßt. Und als in dieser langweiligen, in Grund und Boden durchschauten und erklärten Welt plötzlich die Lehre von unerklärlichen und überirdischen Vorgängen auftauchte, waren viele begeistert und flogen in die Netze des transcendental verkappten „Feinmateriellen“.

Vor dem Kriege lebte diese „Geheimwissenschaft“, sei es aus Stilgefühl für ihren Namen, sei es aus einem anderen Grunde, ziemlich im Geheimen. Aber nach dem Kriege begann sie ihre Geheimnisse, ihre telekinetischen Phänome, wie der wissenschaftliche Ausdruck für die im Zimmer umhersegelnden

Gebrauchsgegenstände lautet, vor der Öffentlichkeit mit mehr Eifer auszukramen. Und auch mit mehr Erfolg. Ja, es ist das Tragische in der Komik dieser Angelegenheit, daß gerade jene bedauernswerten Bräute, Frauen und Mütter, die im Kriege Bräutigam, Mann und Sohn verloren haben, in Massen den Geheimwissenschaften zuströmten. Ihr Fang wurde oft in recht wenig einwandfreier Weise betrieben. Ich erinnere hier nur an den Hamburger Kaufmann Heinrich Olhaver, der, wie er selbst erzählt, eigentlich Exporteur ist, sich aber „nebenbei“ mit der Lösung des Todesproblems befaßte! Die Beschäftigung mit diesem Problem führte ihn zu der verblüffenden Entdeckung: die Toten leben! Er schrieb unter diesem Titel ein Buch, das großen Absatz fand, tröstete die Leidtragenden des Krieges und versprach jedem, der ihn entlarve, eine Prämie von 100.000 Mark, ähnlich wie die Dame ohne Unterleib im Prater. Nebenbei wurde auch — vermutlich um das Auf-den-Kopf-Stellen von allem und jedem symbolisch anzudeuten — Name Olhaver in Revalo umgekehrt und unter diesem Namen ein Bund gegründet, der sich im Gegensatz zu seinem Stifter, der, wie gesagt, Exporteur ist, mit dem Import von Geistern aus dem Jenseits beschäftigte. Ich weiß von einer Sitzung dieses Bundes, in welcher der Geist Bismarcks zitiert wurde. Alles ging vorzüglich, nur war der Geist zu keiner Äußerung zu bewegen. Erst nach langem Drängen und Beschwören der Teilnehmer entschloß er sich und gab durch Klopfen den Rat, Oesterreich möge sich an Deutschland anschließen! Ausgerechnet! Ja, wenn die Geister den Mund aufmachen, erkennt man sogleich wes Geistes Kind sie sind. Deshalb werden ja auch die Geister gescheiter Menschen so ungern zitiert. Wer soll etwas reden, das in ihren Mund paßt? Die Waschfrau, die als Medium schwitzt?

Niemand kann die Erscheinungen der Hypnose und Telepathie leugnen, die seit Jahrtausenden den

Menschen bekannt und keineswegs unerklärlicher und wunderbarer sind als das Schlagen des Herzens und das Sehen des Auges. Erst, wo die Materie und die Toten in Aktion treten, wo nebelhafte Geister Spuren auf harten Gegenständen zurücklassen und durch Klopfen ihre Weisheit zum besten geben, beginnt der Unsinn. Und man kann gegen Okkultismus, Theosophie, Anthroposophie und wie sie alle heißen, nur schwer etwas sagen, ohne die Gesetze der Galanterie zu verletzen. Denn zwei amerikanische Frauen, H. P. Blavatsky und Annie Besant sind die geistigen Nährmütter dieser Bestrebungen und zahlreiche Frauen verkünden dieses Evangelium weiter. Besonders in Amerika scheint das Philosophieren eine rein weibliche Beschäftigung geworden zu sein, denn für die Männer ist dort die Zeit nicht wie für Kant ein philosophisches Problem und „die Form des Anschauens unsrer selbst und unseres inneren Zustandes“, sondern, wie bekannt, money. Aber selbst das Symbol der Pferdestärke — H.P. — vor dem Namen der Blavatsky, kann nicht ihre weibliche Schwäche verbergen, die an der männlichsten aller religiösen Lehren, dem Buddhismus, Schiffbruch leidet, wenn sie ihren okkultistischen Wortbranntwein unter der Beteuerung seiner buddhistischen Provenienz ausschenken will.

Hier muß der Widerspruch einsetzen. Man mag lachen über all diese Manifestationen des Ueberirdischen, über all diese Beteuerungen und Entlarvungen, über all diese telekinetischen Halluzinationen in der Dunkelheit und über das rätselhafte Erklingen eines Gongs in einer Entfernung vom Médium, die — wie treuherzig versichert wird — die Reichweite seiner Fußspitzen um dreiviertel Meter übersteigt, also um einen Schritt und zwar dem vom Erhabenen zum Lächerlichen. Man mag lachen über dieses krampfhaftes Festhalten des Mediums an Armen und Beinen oder weinen über die Tragik, die darin liegt,

daß es dann doch noch trotz aller Kontrolle ein in einem hohlen Zahn verborgenes, überaus feines orientalisches Gewebe als teleplastische Materie aus dem Munde bläst. Man mag den Kopf schütteln über diese Exercitien des Rätselhaften und der Meinung sein, daß es noch viel größere Rätsel gibt, so zum Beispiel die Tatsache, daß ein Apfelbaum Äpfel, ein Nußbaum aber daneben aus der gleichen Erde Nüsse fabriziert. Aber wenn man immer wieder liest, daß diese „Wissenschaft“, die unverkennbar auf abendländischem Miste gewachsen ist, eine „Blüte indisch-buddhistischen Denkens sein soll, dann möchte man — in Erinnerung an einen Aufschrei des Wiener Rechtslehrers Wlassak — an der Wand hinaufkriechen und oben angelangt, zerspringen.

Jeder, dem die Lehre des Buddha, diese tiefste logisch gewonnene Erkenntnis der Zwecklosigkeit aller Mühe um die Erklärung des Uebersinnlichen zum Erlebnis geworden ist, muß hier aufbegehren. Warum verbot der Buddha seinen Jüngern alle Beschäftigung mit transcendentalen Problemen und behauptete, daß dies nur in „eine Gasse, in eine Schlucht von Ansichten“ führe, aus der es keinen Ausweg gebe? Weiß diese Pferdekraft von einer Blavatsky, die mit ihren Anhängern jahrelang in Indien gelebt hat, nichts davon? Fühlt sie sich nicht betroffen durch das Gleichnis von den Blindgeborenen, die ein König zum Spaß einen Elefanten betasten ließ? Der eine betastete den Rüssel, der zweite den Bauch, der dritte den Fuß, der vierte den Schwanz und jeder rief schließlich: der Elefant sieht so aus — nein, er sieht so aus!, bis sich „aus dem Kampfe der Meinungen ein Kampf der Fäuste entspann“? Ist mit diesem Gleichnis nicht die ganze heutige Zerklüftung der Menschheit in Parteien, Rassen, Klassen und Religionen mit all ihren verschiedenen, natürlich einzig und allein richtigen Standpunkten vorausgeahnt, erledigt und lächerlich gemacht? Und

ahnt sie etwas von der Tiefe der Worte Buddhas, wenn er sagt: „Alles will ich euch zeigen, ihr Mönche. Was ist Alles? Das Auge und die Gestalten, das Ohr und die Töne, die Nase und die Düfte, die Zunge und die Säfte, der Körper und die Tastobjekte, das Denken und die Vorstellungen. Das heißt man, ihr Mönche, Alles. Alles Leid aber kommt vom unklaren Denken.“

Nein, sie alle, diese Geheimwissenschaften, samt ihrer Nährmutter, samt ihrem Rudolf Steiner, der mit dem Wust seiner Anthroposophie wieder einmal „den Westen mit dem Osten versöhnen“ wollte, sie alle ahnen nicht einmal etwas von der Erhabenheit des „Erhabenen“, der verkündet: „So auch ist das, was ich erkannt, aber euch nicht verkündet habe, da es nicht zur Aufhebung des Leidens führt, vielmehr, als das, was ich euch verkündet habe.“ Bei ihnen ist es umgekehrt. Das, was sie nicht erkannt, aber verkündet haben, ist viel mehr als das Wenige, was sie erkannt haben. Sie brauchen sich nicht darüber den Kopf zu zerbrechen, ob sie sich in einer Krise befinden oder nicht. Die Zeit wird sie hinwegblasen wie alle, die den Mund voll nehmen, während der Schädel leer ist.



DIE BEREITSCHAFT

Zeitschrift für Menschenökonomie, Wohlfahrtspflege u. soziale Technik

Schriftleitung und Verwaltung:

Wien, I., Annagasse 18

Die Bezugsgebühr beträgt: Für das Halbjahr S 1.50,
für ein Jahr S 3.—. Probenummern kostenlos.

DAS NEBELHORN

erscheint am 1. und 15. jedes Monats und ist in Graz bei
Kienreich, Sackstraße, erhältlich.

BEZUGSBEDINGUNGEN

für Abonnements, die vorerst nur bei der Administration,
Stübing bei Graz, erfolgen können:

Für Oesterreich, 24 Nummern	12 Schilling
12 Nummern	6.50 „
6 Nummern	3.50 „
Für Deutschland, 24 Nummern	9 Mark
12 Nummern	5 „
Für die Länder des Weltpostvereines:	
24 Nummern	14 Schw. Fr.
12 Nummern	7 Schw. Fr.

Einzelpreis der Nummer 60 Groschen.

Eigentümer, Herausgeber und verantwortlicher Redakteur:
Dr. Herbert Müller-Guttenbrunn, Schriftsteller, Stübing bei
Graz. — Druck: Heinrich Stiasny, Graz, Volksgartenstraße 12.